

Seine Patienten  
wollen nur eines: überleben.  
Er ist Kriegschirurg.



Seine Patienten wollen  
besser aussehen.  
Er ist Schönheitschirurg.



# DAS DOPPELLEBEN DES DOKTOR STEIGER

Der Arzt Enrique Steiger lebt zwischen Extremen. Mal operiert er Luxusbrüste, dann verstümmelte Kriegsoffer. Seine Mission: Die Schweiz soll der Welt eine humanitäre Schutztruppe schenken.

Text Martin Beglinger Porträts Yann Gross

Alles ist weiss in der Zürcher Welt des Arztes Dr. Enrique Steiger. Weiss und schön wie die Lilien in seinem Sprechzimmer. Wer seine Praxis am Utoquai betritt, trifft selten jemanden an. Das ist so gewollt. Die Patientinnen stehen zwar monatelang Schlange für einen Termin, um sich bei ihm verschönern zu lassen, aber Dr. Steigers Assistentin vollbringt das tägliche Kunststück, dass sich die Frauen nie in der Praxis begegnen.

Enrique Steiger, 50, sitzt mit offenem weissen Kittel in seinem Sprechzimmer und sieht aus, als gäbe George Clooney einen Kino-Chirurgen. Der Mann hat Charme, und seine Erscheinung war schon filmreif, bevor er sich die ersten Fältchen aus dem eigenen Gesicht zu spritzen begann. Dass er dies tut, bringt ihn nicht in geringste Verlegenheit, warum auch? Sein Beruf ist das Verschönern von Menschen, und gut 20 Prozent seiner Kundschaft sind mittlerweile Männer. Steiger, ein begabter Zeichner, hat allerdings nicht nur ein scharfes Auge und eine geschickte Hand, sondern offenbar auch die Gabe, Patientinnen von Eingriffen abzubringen, die er für übertrieben hält. Den perfekt Gelifiteten, sagt er, sehe man das Lifting eben gerade nicht an. Sein Ruf ist bis nach Hollywood gedrunken, wo er zwei bis drei Wochen im Jahr Leute operiert, die man in Zürich nur auf der Leinwand sieht. Wen, verrate er nicht einmal seiner Frau.

Viel Überzeugungskraft wird Enrique Steiger auch am kommenden Freitag, 25. April, benötigen, wenn Bundesrätin Micheline Calmy-Rey vor ihm sitzen wird, in der Aula der Universität Zürich, wo Steiger sein Projekt vorstellt, den grossen Traum, der seit zehn Jahren seinen Kopf besetzt. «Verantwor-

tung zu schützen in Kriegen und Konflikten» – so lautet der etwas hölzerne Titel der Veranstaltung des Forums humanitäre Schweiz, die von einer Rede der Ausserministerin eröffnet und von Steigers Auftritt beschlossen werden wird. Sein Referat trägt die Überschrift «Status quo oder Alternativen?». Den Status quo hat Enrique Steiger in den letzten achtzehn Jahren als temporärer Kriegschirurg auf Schlachtfeldern von Westafrika bis zum Hindukusch erlebt; das ist die andere Welt des Dr. Steiger. Die «Alternative» ist seine Vision einer humanitären Schutztruppe, bestehend aus 500 Schweizer Soldaten, die dem einzigen Zweck dienen soll, humanitäre Einrichtungen wie Spitäler, Kinderheime und Flüchtlingslager in Kriegs- und Krisengebieten zu schützen. Notfalls mit der Waffe. Es wäre eine Truppe, wie sie die Welt noch nicht gesehen hat. Und es wäre, sagt Steiger, ein mutiger Schritt für unser kleines Land mit seiner humanitären Tradition und einer 3,7 Milliarden Franken teuren Armee, die nach plausiblen Aufgaben sucht.

## In den Schlachthäusern

Längst ist auch bei seinen Patientinnen durchgesickert, warum Enrique Steiger jedes Jahr für einen oder, schlimmer noch, gar für mehrere Monate ausfällt. In dieser Zeit liftet er in seiner Praxis «Utoplast» weder Busen noch strafft er Bäuche. Es gibt Frauen, die wählen ihn gerade deshalb aus, weil sie ihren Schönheits- und Kriegschirurgen für einen kleinen Helden halten – was Steiger weit von sich weist. Umgekehrt ist er froh, dass sich nur wenige genieren, ihre Tränensäcke von einem Arzt wegoperieren zu lassen, der eben aus einem Gemetzel in Liberia oder Bosnien zurückgekehrt ist.

Doch wer es wissen will, für den wirft Enrique Steiger gern den Mac im Sprechzimmer an, wo er seine Einsätze in den Schlachthäusern der Welt fotografisch archiviert hat. Steiger ist einer von 45 Chirurgen, die dem Internationalen Roten Kreuz gelegentlich und für zeitlich befristete Einsätze zur Verfügung stehen. (Ein weiteres Dutzend arbeitet fix für das IKRK.) Sein bislang letzter Einsatz war im Herbst 2007 in Kandahar, Südafghanistan. Zwei Monate lang half der gelernte Unfallchirurg, ein Provinzspital wieder auf die Beine zu bringen, das nach der Herrschaft der Taliban zu einem Geisterhaus verkommen war. Heute hat es wieder 500 Betten, 150 davon auf der chirurgischen Abteilung, und die sind bereits wieder übertoll. Manchmal liegen operierte Kinder zu zweit auf einem Schragen oder Neugeborene in einem Tuch am Boden. Halb weggeschossene Köpfe starren einem aus Steigers Computer entgegen, abgerissene Beine, verkohlte Gesichter, Jungen mit einem tief in der Stirn steckenden Messer, grauisige Fleischwunden von Minen oder Spinnengift – Spitalalltag in Kandahar.

Was Steiger dort nicht fotografieren durfte: Frauen. Nie hat der Chirurg die Gesichter seiner Patientinnen gesehen, immer nur die Wunden. Selbst zum Operieren liessen sich die Frauen nicht ausziehen, die Kleider durften bloss etwas weggeschoben werden zur Säuberung der Wunden. Trotzdem starb jede fünfte Patientin an einer Infektion. Eine versengte Frau überlebte nicht, weil sie sich nicht von einem fremden Arzt hatte berühren und den Verband fachgerecht wechseln lassen wollen. Steiger hat eine schwangere Frau mit gerissener Gebärmutter ausbluten sehen, bis sie tot war.

Sie zu operieren wäre ein Verstoß gegen die Stammesgesetze gewesen, weil der Ehemann sein Einverständnis dazu nicht gegeben hatte; man hatte ihn nicht rechtzeitig finden können, erzählt Steiger. Dann klingelt sein iPhone, eine Patientin will wissen, ob sie den Spezial-BH, den sie nach ihrer Brustvergrößerung tragen muss, früher ausziehen kann als erst nach sechs Wochen. «Besser, Sie behalten ihn an», erklärt Steiger sehr freundlich und wünscht der Patientin einen schönen Abend.

#### «A very rich man»

Von den 21 Ärzten, die er im Spital in Kandahar antraf, waren fünf ausgebildet und der Rest so jung und unerfahren wie das übrige Personal. Viele der guten Mediziner hatten sich ins Ausland abgesetzt oder sie arbeiteten als Fahrer für die Amerikaner und die Uno, weil sie so siebenmal mehr verdienen als im Spital.

Am Ende seiner zwei Monate in Kandahar hat Enrique Steiger begriffen, dass er hier nicht nur gegen die Folgen des Krieges zu kämpfen hatte, sondern auch gegen eine fremde Kultur. Dass er eine zerfetzte Hand nicht amputieren durfte, weil nur Dieben eine Hand abgetrennt wird, das war zur Not zu akzeptieren. Ebenso der Umstand, dass die afghanischen Chirurgen möglichst grosse Narben hinterlassen, weil sich die Patienten dann besser operiert fühlen und mehr bezahlen als für kleine Narben.

Viel mehr Mühe hatte er mit dem Fatalismus, den er im Spital antraf. «Warum strengt ihr euch nicht mehr an, das sind wertvolle Menschen, die hier ihr Leben lassen!», hielt Steiger dem Personal vor. Erst mit der Zeit begriff er, dass der Gleichmut nicht nur an den tiefen Löhnen lag, sondern vor allem an der Einstellung zum Tod. «Ihr aus dem Westen seid so auf das Diesseits konzentriert», gaben die einheimischen Ärzte ihrem Kollegen aus dem Land der Ungläubigen zur Antwort, «doch jetzt ist der Patient im Paradies. Nun geht es ihm gut.»

Ausserhalb des Spitals durfte sich der Rot-Kreuz-Arzt keinen Meter zu Fuss bewegen; eine Vorschrift des IKRK, das bereits die Hälfte seines Personals abgezogen hatte, nachdem ein Delegierter im März 2003 von den Taliban exekutiert worden war. Steiger schlief hinter drei

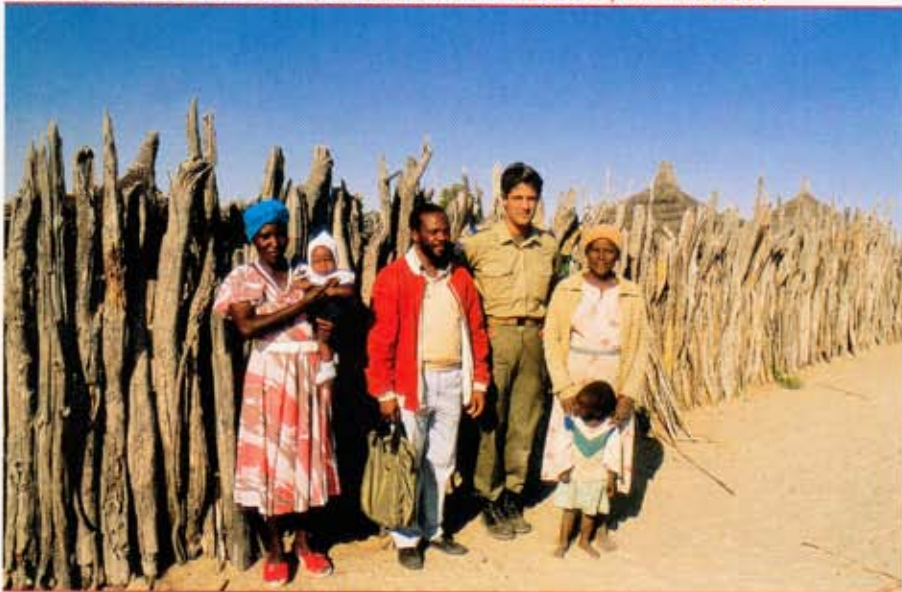
**Enrique Steiger mit einem malaysischen Uno-Kollegen, Angola 1989**



**Steiger in einem zum Operationssaal umfunktionierten Stall, Ruanda 1994**



**Als junger Uno-Offizier zu Besuch bei seinem Übersetzer, Namibia 1989**





Meter hohen Sandsäcken in einem Privathaus, hörte nachts die US-Kampfjets im Tiefflug über Kandahar donnern und hob am Morgen die Warnzettel der Taliban unter der Türe auf, worin sie Kollaborateuren mit dem Tod drohten.

Das Spitalpersonal hatte keine Ahnung von der «Utoplast»-Welt des IKRK-Chirurgen Steiger, bis er auf vielfachen Wunsch ein paar Bilder davon an eine staubige Wand beamte. Wie es bei ihm privat hoch über dem Zürichsee aussieht, das mochte er den Leuten zwar nicht zumuten und auch nicht den Blick in seine Garage. Doch allein ein paar Werbebilder von Steigers strahlender Klinik liessen keine Zweifel offen, wen die Afghanen vor sich hatten: «a very rich man». Das brachte ihm Respekt ein. Denn in der Logik der stolzen Afghanen musste ihr Leben mehr wert sein, wenn sich ein wohlhabender Weissler aus der reichen Schweiz um sie kümmerte als ein Schwarzer aus dem armen Afrika. Das hinterliess fast so viel Eindruck wie ein perfekt operierter Bauchschuss.

Die Kandaharis schauten genau hin, was für einen Mann sie vor sich hatten mit dem roten Kreuz am Kittel und einem kleinen Polospieler am Hemd. Ein Arzt wollte von ihm wissen, was der Name «Botox» auf seinem Kugelschreiber bedeute. «Das war wieder einer jener Momente, in denen ich merkte, dass ich nur Kurzzeitgast auf einem fremden Planeten war.» Steigers Welt der Schönheitschirurgie lag jenseits von ihren Vorstel-

**Entweder man entflieht dem Horror sofort oder man wird süchtig danach. Für ihn war es klar. Chirurgen wie Steiger zieht es zum Blut; wo es sauber ist, da wirts ihnen langweilig.**

lungen. Und doch erfuhr er tags darauf von einer Spitalmitarbeiterin, die verschämt auf ihre lästige Oberweite hingewiesen hatte, obwohl sie sich nie getrauen würde, ihren Mann um die Einwilligung zu einer derartigen Operation zu bitten. In Bosnien hingegen, wo Steiger 1995 war, sagte ihm eine Krankenschwester am Ende des Einsatzes: «Hör mal, Enrique, jetzt ist doch der Krieg vorbei, könntest du mir da nicht meine Brüste verkleinern? Die stören mich seit Jahren.» «Bist du wahnsinnig?», sagte Steiger, «gestern hat es hier noch Bomben geregnet.» «Eben, das war gestern», antwortete die Krankenschwester. «Ich will in die Zukunft schauen.» (Sie musste dann trotzdem mit ihren alten Massen weiterleben.)

Enrique Steiger weiss, dass seine Biografie zum Psychologisieren reizt. Eine Patientin in Zürich erklärte ihm, sie betrachte seine Auslandseinsätze als Psychohygiene. «Überhaupt nicht», widerspricht Steiger. Ein schlechtes Gewissen ist ihm fremd. Er schämt sich nicht für das gute Geld, das er in seinen Zürcher Hundert-Stunden-Wochen mit einer Klientel verdient, für die nur das Beste schön genug ist. Was wäre passiert, fragt Steiger, hätte er seinen 220 000 Franken teuren Porsche nach Kandahar mitgebracht und ihn dort einem Stammesvorsitzenden geschenkt? «Nichts! Der Mann wäre damit nach Kabul gefahren und hätte sich amüsiert damit. Sein Dorf hätte nichts von dem Geschenk gehabt. Jedem ist das eigene Hemd am nächsten, so ist nun mal der Mensch.»

Er sieht sich mitnichten als Mutter Teresa im Ärztekittel. Enrique Steiger ist kein Dr. Selbstlos, sondern ein «Infizierter», wie er sich nennt; das Kriegsvirus ist in ihm. «Wer solche Extremsituationen einmal erlebt hat, der spürt, dass er am Leben ist. Das ist wie bei den Extrembergsteigern. Leiden wie Freuden sind viel intensiver. Man sieht das ganze Leben in viel grelleren Farben.» Darauf gibt es nur zwei Reaktionsformen, sagt Steiger: Entweder man muss diesem Horror sofort entfliehen oder man wird süchtig danach. Für ihn war es klar. Chirurgen wie Steiger zieht es zum Blut; wo es sauber ist, da wirts ihnen rasch langweilig. Er weiss, dass er nicht reden sollte, als be-rausche er sich an diesen endlosen Tragödien. Und doch hält Steiger nüchtern fest: «Ohne meine Familie wäre ich vermutlich ein *war junkie* geworden. Heute bin ich ihr dankbar dafür.»

### Was mache ich hier?

Er weiss selber am besten, dass die Familie es beileibe nicht nur leicht mit ihm hatte, zum Beispiel im Sommer 2003, als er, statt wie geplant mit Frau und Tochter in die Ferien, kurzfristig nach Liberia flog, wo der Kannibalen-Warlord Charles Taylor wütete. Tschüss und fort war er, angezogen von einer neuen Schlächtereier. In all den Jahren hat er eine Menge dieser Kriegssüchtigen angetroffen, gerade auch Chirurgen, die im Pensionsalter mit einer 25-jährigen Thailänderin an einem Strand in der Domi-

nikanischen Republik enden. «Wäre das ein besseres Leben?», fragt Steiger und runzelt die Stirn. Lieber pendelt er zwischen «Utoplast» und Schlachtfeld, das bewahrt ihn vor Zynismus, auch wenn er sich in Zürich immer öfter mal zwischen zwei Liftings fragt: «Was mache ich eigentlich hier?»

Ursprünglich wollte Enrique Steiger, Sohn einer Argentinierin und eines Ostschweizer Kaufmanns, in die Reisebranche. Dann zum Fernsehen. Doch seine wahre Leidenschaft entdeckte er während eines zweimonatigen Praktikums in der Notfallstation des Zürcher Uni-Spitals. «Unfallchirurgie, das wars! Dort läuft was, dort kann man Gas geben», sagt Steiger. Chirurgen lieben das Chaos, verstehen sich als ordnende Hand darin. Als Assistenzarzt wandte sich Steiger rasch der chirurgischen Wiederherstellung von Unfallopfern zu. 1989/1990, kurz nach dem Mauerfall und ziemlich zufällig, kam sein erster Auslandseinsatz. Das Schweizer Aussenministerium hatte beim Zürcher Uni-Spital um zwei Chirurgen für eine Uno-Friedensmission in Namibia gebeten, Steiger erfuhr davon en passant von Christophe Christ, seinem Jugendfreund und heutigen Praxiskollegen, der in Zürich die Stellung hält, wenn Steiger im Ausland ist. Er wusste zwar nicht genau, worum es ging, aber irgendwie klang es spannend und historisch. So wurde der damals 29-jährige Sanitäts-offizier Steiger Mitglied der ersten Medical Unit in der Schweizer Geschichte. Im Vergleich zu seinen späteren Einsätzen waren die Wirren in Namibia ein Ferienlager, aber Steiger gefiel es, und so liess er sich in den folgenden Jahren auch auf Uno-Missionen nach Angola und in die Westsahara schicken.

## Im Massaker von Ruanda

1993 zog Enrique Steiger mit seiner Ehefrau und ihrer kleinen Tochter nach Rio, um sich bei einem Meister des Fachs zum Plastischen Chirurgen weiterzubilden. Professor Yvo Pitanguy, eine Legende in der Zunft, hat Steiger endgültig davon überzeugt, dass Schönheitschirurgie «die Krone der plastischen Chirurgie» sei. Das hat ihn zwar einige Sympathien seiner Kollegen in der Herz- und Unfallchirurgie gekostet, aber Enrique Steiger wurde trotzdem glücklich und reich

damit. Mit Letzterem habe er übrigens nicht gerechnet, versichert er, das habe er erst hinterher gemerkt, als sich seine Praxis immer besser füllte.

Mitten in seiner Ausbildung zum Schönheitschirurgen traf im Mai 1994 ein Fax aus Genf in Rio ein: Das IKRK bat Steiger um sofortigen Einsatz in Ruanda. So flog er vom Zuckerhut via Genf in die Hölle. Worauf er sich eingelassen hatte, erahnte er allerdings erst bei einem Zwischenstopp in Madrid, wo die Frontseiten von den ersten Massakern berichteten. Wie es wirklich war, wusste er fünf Tage später, als er beim Grenzfluss zwischen Burundi und Ruanda die vorbeischwimmenden Leichen zu zählen begann. Und wieder aufhörte, nachdem er innert Minuten bei 200 angekommen war.

**Für die Einsätze war die Amputation der eigenen Gefühle nötig. Steiger wird aggressiv, wenn er auf CNN weinende Ärzte sieht. «Die sind zum Helfen dort und nicht zum Heulen!»**

In den folgenden fünf Monaten wurde Enrique Steiger Zeuge des effizientesten Massenmordes der Nachkriegsgeschichte. 800 000 tote Tutsi, von fanatisierten Hutu innerhalb von zwanzig Wochen mit Buschmessern abgeschlachtet – und mitten in diesem Meer von Blut und Tränen der IKRK-Arzt Steiger, der hundert, fünfhundert, tausend Menschen das Leben rettete, wer weiss. Die IKRK-Leute waren die letzten Ausländer im Land, der Rest der Welt war abgehauen, abgesehen von ein paar Missionaren, die mit Schrotflinten eine Schar Tutsi-Kinder gegen Macheten schwingende Hutu-Kinder zu verteidigen versuchten.

Um in dieser Hölle zu funktionieren, war erst einmal die Amputation der eigenen Gefühle nötig. Noch heute wird

Steiger aggressiv, wenn er auf CNN weinende Ärzte sieht. «Es tönt hart, aber diese Leute müsste man entlassen. Die sind zum Helfen dort und nicht zum Heulen!» Der Mensch gewöhnt sich an alles und irgendwann auch daran, am Morgen die frischen Leichen vor der Garage aus dem Weg zu ziehen, um mit dem Jeep wegfahren zu können, sagt der Arzt an einem der langen Abende, in denen wir uns zum Gespräch in seiner leeren Praxis trafen.

## Patienten, hingerichtet

Natürlich waren seine Gefühle nicht amputiert, sondern drängten immer wieder zurück, zum Beispiel als er mal ein kleines Mädchen unter einem Leichenberg hervorkriechen sah, stumm, trotz einer grausamen Wunde am Arm. Er operierte das Kind und sagte sich: «Dieses Mädchen will ich aus Ruanda schmuggeln und adoptieren.» «Warum gerade dieses», fragte Steigers Chef, «warum nicht eines der tausend anderen um uns herum? Und was meint deine Frau dazu? Wäre sie einverstanden?» Steigers Frau sass mit ihrer kleinen Tochter in Rio und wäre froh gewesen, hätte sie nur schon etwas von ihrem Mann gewusst, nachdem sie in den ersten sechs Wochen kein Lebenszeichen von ihm erhalten hatte. Irgendwann verlor Steiger das stumme Mädchen aus den Augen, ohne Ahnung, ob es überlebt hat.

34 vorwiegend lokale Mitarbeiter des IKRK sind in Ruanda ermordet worden, doch um sein eigenes Leben habe er nie gezittert, sagt Steiger. Als IKRK-Arzt war er nie ein primäres Ziel, sein Tod, so redet er sich bis heute ein, müsste ein dummer Zufall sein. Aber auch er hat gebetet, als ihm ein zgedröhnter Kindersoldat das Gewehr an die Schläfe hielt, weil dieser Tutsi auf einem IKRK-Lastwagen vermutete. Noch hilfloser fühlte er sich, als eine Tutsi-Hausangestellte des Camps vor seinen Augen auf einen Pick-up gezerrt und verschleppt wurde. Ihren Freund, der es zu verhindern versuchte, hatten sie ungerührt vor den Augen des machtlosen Steiger erschossen.

Immer wieder musste er mitansehen, wie seine medizinischen Helfer bedroht und Patienten hingerichtet wurden; er hat in Spitälern und Camps operiert, die schutzlos dem Blutdurst der

marodierenden Banden ausgeliefert waren. Er hörte Krankenschwestern rufen: «Lasst uns endlich Kalaschnikows besorgen, damit wir unsere Patienten verteidigen können!» Das war auch Steigers primärer Reflex. Doch zunächst trat er den Rückzug an. «Du gehst also wieder zurück in deine Porsche-Welt», verabschiedete ihn der sarkastische Chefdelegierte des IKRK in Ruanda. Da war sie wieder, die Sinnfrage. Wie nur konnte er nach diesen fünf Monaten sein Talent wieder an die Schönheitschirurgie vergeuden? Das Debriefing beim Psychiater in Genf liess er aus und flog direkt nach Rio. Enrique Steiger war zurück aus der Hölle und hatte geglaubt, die ganze Welt müsse auf Ruanda starren. Doch das tat sie nicht. Nicht in Europa und erst recht nicht auf den Strassen von Rio, wo es ihm passierte, dass ihm frühere Patientinnen stolz ihre blanken Brüste entgegenstreckten, die er neu geformt hatte.

## Die Helfer brauchen Schutz

Enrique Steiger arbeitete noch ein drittes und letztes Jahr bei Professor Pitanguy in Rio, doch Ruanda war sein Solferino geworden, sein «Wake-up Call». Er will sich gewiss nicht mit Henri Dunant vergleichen, «aber nach Ruanda konnte man doch nicht weiterleben, als wäre nichts passiert». Das war die Zeit, in der Steiger über einen militärischen Schutz für die humanitäre Arbeit nachzudenken begann. 1995 kam sein nächster Einsatz, Bosnien, diesmal für den Bund und im Rahmen von Nato und Uno, und wie schon in Namibia machte er die paradoxe Erfahrung der zivilisierenden Wirkung regulärer Armeen. Sobald eine glaubhafte internationale Militärkraft intervenierte, war es vorbei mit dem Terror von Warlords und ihren Milizen. Nur logisch für Steiger, dass auch eine humanitäre Schutztruppe bewaffnet sein müsste.

Im gleichen Jahr 1995 nahm er ein erstes Mal Kontakt mit Peter Arbenz auf, dem früheren Flüchtlingsdelegierten und damaligen Präsidenten der Schweizerischen Offiziersgesellschaft SOG, der ebenfalls in Bosnien im Einsatz war. Arbenz hielt Steiger für einen sympathischen Fantasten. Jahrelang hörten die beiden nichts mehr voneinander, bis Arbenz (gemeinsam mit dem Journalisten Andreas Kohlschütter) in der NZZ die

Gründung einer militärischen Schutztruppe zur humanitären Hilfe vorschlug. «Anscheinend ist es doch nicht so ein Fantasieprojekt», meldete sich Steiger freudig bei Arbenz. Endlich hatte er Verbündete gefunden für sein Projekt, das ihm dringlicher denn je erschien nach seinem Liberia-Einsatz im Jahr 2003.

Steiger arbeitete als Chirurg im John-F.-Kennedy-Hospital der Hauptstadt Monrovia und entschied im Minutentakt über Leben und Tod der Schwerverletzten, indem er für Operieren entschied – oder für Sterbenlassen. Er rettete das Leben von Kindersoldaten und dachte lieber nicht daran, dass diese Geretteten, kaum genesen, für noch mehr

Tote und Halbverstümmelte sorgen würden. Ein Unterschied zu Ruanda war, dass er in Liberia die schriftliche Einwilligung für Amputationen bei Patienten oder ihren Verwandten einholen musste – aus Angst vor amerikanischen Anwälten, die in Monrovia herumlungerten und das IKRK mit Sammelklagen einzudecken hofften. In Kigali waren nicht einmal mehr Sammelkläger anzutreffen. Gleich wie in Ruanda war hingegen die Schutzlosigkeit des Spitals. Steiger hatte stets Geld und Pass in seinen Schuhen, um notfalls vor Taylors Kindersoldaten flüchten zu können. Für Steiger eine Erfahrung mehr, dass der Status quo keine Alternative war, niemals.



Volvo Swiss Premium\*, mit Grate-Service bis 100 000 km innerhalb von 10 Jahren und Garantie bis 3 Jahre.

## SERIENMÄSSIG MIT UMWELTFREUNDLICHEN MOTOREN.

Der neue Volvo V50 Stockholm. Jetzt mit bis zu CHF 4340.- Preisvorteil.\* Der «Flexifuel» fährt mit Bioethanol aus Schweizer Holzabfällen und stösst bis zu 80% weniger fossiles CO<sub>2</sub> aus. Auch als

\*Unverbindlicher Nettopreis für den Volvo V50 Stockholm 1.8i Kinetic, ab CHF 41 100.- (ohne RTI Navigationssystem, 125 PS (92 kW), Treibstoff-Normverbrauch gesamt (nach Richtlinie 1999/100/EU): 7,4 l/100 km (Benzin)/10,4 l/100 km (E85). CO<sub>2</sub>-Emissionen (Benzin):

Mit Arbenz' Hilfe begann er die Idee der humanitären Schutztruppe Richtung Machbarkeit zu justieren. Nach bislang letztem Stand schwebt Steiger ein Bataillon von freiwilligen Profis vor, eine Art bewaffnete Militärpolizeitruppe von rund 500 Mann, rein defensiv, einzig mit einem humanitären, keinem politischen Auftrag. Ideal wäre für Steiger eine Truppe mit anderen europäischen Neutralen, doch notfalls müsste die Schweiz klein und allein vorangehen – allerdings erst, wenn sie eine entsprechende Anfrage etwa von der Uno hätte, der eine solche humanitäre Schutztruppe bislang fehlt. (Auch die Uno-Blauhelme haben primär einen politischen Auftrag, und es dauert

Monate, bis sie vor Ort sind, falls sie es überhaupt je schaffen.)

Die Welt will er nicht retten mit 500 Schweizer Soldaten, Steiger ist nicht naiv. Aber er will einen ersten Schritt tun. Bereits zweimal hat er, selber im Rang eines Oberstleutnants, im Schweizer «Offiziersblatt» ASMZ für seine Vision geworben – und nebst einer Reihe scharfer Kritiken («Träumerei») auch überraschend viel Sukkurs erhalten. Mittlerweile hat Steiger im Grundsatz nicht nur Arbenz und Kohlschütter hinter sich, sondern auch den früheren Staatssekretär Franz Blankart und den Militärstrategen Prof. Albert A. Stahel, mit dem er 2005 in Afghanistan war. Auch Alt-Divisionär Louis

Geiger zählt zu seinen Fürsprechern, ebenso der frühere SOG-Präsident Michele Moor. Moor sagt, in diesem Projekt fände die ratlose Armeespitze endlich wieder eine sinnvolle und der Tradition des Landes entsprechende Aufgabe.

Im Bundeshaus allerdings ist literarische Botox nötig, um alle Sorgenfalten wegzuspritzen. 2006 sprachen Arbenz und Steiger bei Armeechef Keckeis vor, doch mehr als eine freundliche Kenntnisnahme war nicht zu haben. Noch grösser dürfte die Reserve beim VBS-Chef selber sein, dem Steiger mal kurz über den Weg lief. Samuel Schmid hat Angst vor den politischen Widerständen, und die sind – gerade in seiner eigenen Partei und selbst bei den vergleichsweise Schönwettereinsätzen – schon gross genug. Auch aus dem EDA kamen bislang wenig aufmunternde Signale. «Niemand wartet auf die Schweiz», ist im Aussenministerium zu hören.

Stimmt, sagt Steiger. Tatsächlich habe man das Land, das noch 1986 mit 76 Prozent Nein-Stimmen den Beitritt zur Uno abgelehnt hatte, lange Zeit gar nicht ernst genommen. «Geht nach Hause und rettet dort eure Bergsteiger», bekam Steiger auf den Schlachtfeldern oft zu hören. Doch langsam werde der Ruf der Schweizer wieder besser. Vor allem aber fragt er immer wieder: «Wo ist die Alternative meiner Kritiker? Was können wir tun, um ein nächstes Ruanda zu verhindern?» Einfach nichts? Eine Maurer rund um Afrika bauen? Das alles würde den Migrationsdruck auf den Westen nur weiter erhöhen, glaubt Steiger.

## Humanität allein reicht nicht

Den Mann ärgert mächtig, wenn er in gemütlichen Berner Büros als weltfremder Fantast belächelt wird. Umso beglückter war er, als er während seiner letzten Weihnachtsferien in Namibia das provozierende Buch «The Bottom Billion»\* des Oxford-Ökonomen Paul Collier las. In Collier sieht Steiger den Mann, der sein Projekt, ohne es zu kennen, politisch wie ökonomisch begründet. Auch Collier glaubt, dass es keine Alternativen zur Einmischung gibt, um neue Ruandas zu verhindern. Wer nichts riskiert und wegen 18 Toten abzieht wie 1993 die Amerikaner aus Somalia, der spielt – und verliert – das Spiel der Warlords. Ener-



Volvo. for life



1.6D mit Partikelfilter zählt der Volvo V50 zu den sparsamsten Kombis seiner Klasse. Schicken Sie Ihr altes Auto in die Wüste und schauen Sie auf eine Probefahrt im Volvo V50 Stockholm herein. [www.volvocars.ch](http://www.volvocars.ch)

177 g/km. Beim Fahren mit Bioethanol E85 liegt der Nettoausstoss an fossilem CO<sub>2</sub> (Kohlendioxid) rund 90% tiefer. Energieeffizienz-Kategorie (Benzin): C. Gültig bis 30. Juni 2008 (solange Vorrat). Dachreling in Abbildung nur optional erhältlich.



coop@kiser

«Bei coop@home überzeugt mich die Freundlichkeit der Auslieferer.»

Bruno Kiser.  
Autor und Regisseur.



Für den Einkauf  
zu Hause.

www.coop.ch

coop

Für mich und dich. @home

gisch mit Truppen intervenieren! fordert deshalb Collier, aber nicht nach dem US-Muster in Irak, sondern nach jenem der Briten in Sierra Leone. Dort hatten 600 britische Fallschirmjäger im Jahr 2000 die marodierende Rebellenarmee zerschlagen, kurz und heftig. Und damit dem Land einen weiteren Massenmord erspart (oder 68 Milliarden Dollar Kosten, wem die Zählweise des nüchternen Ökonomen Collier lieber ist).

Nicht dass Steiger eine Schweizer Interventionstruppe wie jene der Briten verlangen würde. Und doch gilt für ihn das gleiche Prinzip bei einer humanitären Schutztruppe: «Sie muss bereit zum Risiko sein. Mit Humanität allein sind die Humanitären nicht zu schützen. Nur Waffen und Entschlossenheit zu ihrem Gebrauch schrecken Warlords und deren Kindertruppen ab.» Eine solche Schutztruppe wäre weder billig noch risikolos. «Mit Toten müsste man rechnen, und eine Mission könnte auch mal scheitern», sagt Enrique Steiger, aber es wäre für alle Seiten unendlich viel billiger als jeder blutige Bürgerkrieg.

## Heimlich passiert es schon

Gleichwohl halten sich die internationalen Organisationen ebenfalls bedeckt zu Steigers Projekt, die Uno wie das IKRK. Die Verantwortlichen beim Roten Kreuz sind nicht zu sprechen und schicken lieber ihre Presseleute vor, worauf diese die Grundsätze der strikten Neutralität, der Nichtbewaffnung und der Genfer Konvention herunterbeten. Die Botschaft ist klar: kein Interesse. «Doch Kindersoldaten wissen nichts von Henri Dunants Ehrenkodizes», schrieb Michael Ignatieff bereits 1996 in einem erhellenden Essay\*\* über das IKRK. «Das IKRK steckt den Kopf in den Sand», kritisiert auch Peter Arbenz. Ger ade in den blutigsten (Bürger-)Kriegen sind die Fronten unübersichtlicher denn je. Wenn Kriege nicht mehr von disziplinierten Armeen geführt werden, sondern zunehmend von Warlords und unberechenbaren Kinderkillern in Zonen mit «toxischem Testosteron», wie Ignatieff sich ausdrückt, dann gehe das IKRK sehr schwierigen Zeiten entgegen. Kein Jahr vergeht ohne Tote und Entführte, ohne schwere Übergriffe auf Spitäler und geplünderte Arzneimitteldepots. Das Rote Kreuz, dieser

«Wächter zwischen dem Menschlichen und Unmenschlichen», ist notwendiger – und schutzloser – denn je, sagt Ignatieff; ein Satz, den auch Steiger sofort unterschreiben kann.

«Vor zwanzig Jahren fühlten sich Ärzte und Krankenschwestern in Kriegsgebieten noch einigermassen sicher. Heute wird medizinisches Personal zur Zielscheibe von Angriffen», erklärte der IKRK-Chefchirurg Marco Baldan Ende März im «Tages-Anzeiger». Die Folge: Das Rote Kreuz schickt weniger ausländische Spezialisten in die Krisengebiete. Unter diesen Umständen wird auch die Rekrutierung von Chirurgen immer schwieriger, zumal von gut qualifizierten aus dem Westen, weil kaum einer sein Leben riskieren will für ein Zehntel des Gehalts, das er normalerweise in einer Klinik in London oder Los Angeles verdient.

Hinter den Kulissen, schreibt Michael Ignatieff in besagtem Essay, hat das IKRK längst begonnen, seine Leute von privatem und vor allem bewaffnetem Sicherheitspersonal beschützen zu lassen. Das soll möglichst diskret ablaufen, und doch wird die Durchlöcherung des IKRK-Dogmas der Nichtbewaffnung immer offensichtlicher. Warum also, fragt sich Enrique Steiger, ersetzt man die privaten Sicherheitsdienste nicht durch eine offizielle humanitäre Schutztruppe? Der Weg dorthin, er weiss es, dürfte noch sehr lang sein, und vielleicht wird der Traum dieses Schweizer Schönheitschirurgen für immer zu schön bleiben, um wahr zu werden.

Es ist später Abend geworden in der Praxis, Enrique Steiger ordnet seine Schreckensbilder, dann wirft er einen kurzen Blick auf den Tagesplan von morgen. «Morgen», sagt er mit einem fast faltenfreien Lächeln, «werde ich die Welt wieder mit zwei Brustliftings und einer Nasenkorrektur beglücken.» <

\* Paul Collier, «The Bottom Billion», Deutsch: «Die unterste Milliarde», C. H. Beck-Verlag, 2008

\*\* Michael Ignatieff: «Die Ehre des Kriegers», in: «Krieger ohne Waffen», Herausgeber Hans Magnus Enzensberger, Eichborn-Verlag, 2001

Martin Beglinger ist «Magazin»-Redaktor. martin.beglinger@dasmagazin.ch  
Der Fotograf Yann Gross lebt in Chexbres VD. mail@yanngross.com